Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 7

Artikel: Wir verteilen nicht nur Gesangbücher : was ein Mesmer alles erlebt
Autor: Grob, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073105

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was ein Mesmer alles erlebt

von Werner Grob

Zeichnung von Alfred Kobel

Es gibt, vor allem in den Städten, viele Menschen, die überhaupt nicht wissen, was ein Mesmer ist. Die meisten der andern, die es wissen, haben keine Vorstellung davon, was ein Mesmer eigentlich den ganzen Tag lang tut. Für sie bin ich jener korrekt in Dunkel gekleidete Herr, der am Sonntagmorgen geschäftig und lautlos in der Kirche umhereilt, die Gesangbücher in Verteilung bringt, die Kirchentüre vor Beginn des Gottesdienstes öffnet und wenn sich die Leute verlaufen haben, die Kollektengelder verwahrt, die Kirche bis zum nächsten Sonntag verriegelt und peinlich dafür sorgt, daß ja kein Unbefugter in diese hineingeht.

Von dieser Vorstellung stimmt zunächst, daß ich mich jeweilen am Sonntag vor der Predigt regelmäßig neben dem Hauptportal befinde. Manche regelmäßigen Kirchenbesucher kenne ich gut und sie begrüßen mich immer freundlich. Viele andere mir unbekannten Kirchengänger bemerken dies und grüßen mich respektvoll. Ich frage mich oft, ob sie dies nur deshalb tun, weil sie der Meinung sind, ich werde es dem Herrn Pfarrer erzählen, wenn sie dreimal hintereinander gefehlt hatten. Nein, das würde mir nicht einfallen, ich wüßte ihm dann schon anderes zu berichten.

Es kommt nämlich vor, daß mich ein Kirchenbesucher fragt, welcher Pfarrer denn heute predige, und auf meine Antwort, noch unter dem Läuten der Glocken, wieder den Heim-

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Boll, Böle, Bowle, Boulanger

«Dys Bireböimli hät vil *Boll*», beglückwünschte mich letzthin ein Vetter vom Lande; ich möchte wetten, mancher Städter hätte statt *Boll* gesagt Chnoschpe. *Boll* bedeutet nicht nur Knospe, sondern ganz allgemein: rundliche Erhöhung oder Anschwellung, rundlicher Gegenstand, aber auch Hügel, z. B. in Flurnamen *(Bärenbohl;* der *Boller* hatte ursprünglich sein Heim auf einem *Boll).* Bekannter als Boll-Knospe ist etwa das *Böleli,* das kleine Kügelchen; auf der Straße der guten alten Zeit lagen *Roßbole;* eine abnorm große Nase nennt man spöttisch *Bolenase,* und von einem Verblüfften sagt man, er mache *Bollaugen.* Von *Boll* her leitet sich *Böle,* Zwiebel. *(Zibele* gehört zu italienisch *cipolla).* Einen steifen Stoff, der sich nicht schön glatt hinlegen läßt, nennen wir *bollig;* immer wieder wirft er runde Erhöhungen auf.

Boll konnte aber auch den inneren, kugelförmigen Hohlraum bezeichnen. (In alter Zeit nannte man die Hirnschale *hirnibolla).* Heute noch begegnet uns das Wort im englischen *bowl,* eigentlich Napf, später auch Getränk, das in diesem Gefäß aufgetragen wird, z. B. *Erdbeerbowle.*

Bolle nannte man vor Jahrhunderten in Holland das runde Brot. In Nordfrankreich bildete sich daraus der Ausdruck boulenc als Bezeichnung desjenigen, der runde Brote herstellte. Aus diesem alten Wort entwickelte sich schließlich *boulanger,* Bäcker.

Johannes Honegger

weg antritt, mit der Begründung: «In diesem Falle das nächste Mal wieder.» Er habe geglaubt, der andere Herr Pfarrer predige.

Ich kenne noch andere Sonderlinge. In der Regel ziehen doch unsere Kirchengänger einen Platz vor, der ihnen erlaubt, nicht nur die Predigt gut zu hören, von dem aus sie den Herrn Pfarrer – und vielleicht auch er sie – gut sehen kann. Als ich deshalb an einem Sonntagmorgen eine ältere Frau sah, die genau hinter einer Säule Platz genommen hatte, obwohl noch genügend andere frei waren, fragte ich diese höflich, ob sie sich nicht etwas seitwärts verschieben wolle, sie sehe ja von ihrem Platz aus den Herrn Pfarrer nicht.

Aber da war ich an die Falsche geraten. Barsch antwortete sie: «Ich will den Pfarrer gar nicht sehen, wer predigt interessiert mich absolut nicht, sondern nur das, was gepredigt wird.»

Ich zog mich etwas betroffen zurück. Ich mußte mir sagen, daß sich diese Ansicht mit einem gewissen Recht vertreten läßt, deshalb bin ich heute vorsichtiger geworden. Immerhin ist es gut, daß nicht alle Leute so denken, sonst müßten wir in der Kirche noch verschiedene Säulen aufstellen.

Ungewöhnliche Täuflinge

Aber ich habe nicht nur für den Ordnungsdienst während der Predigt zu sorgen, ich bereite auch alle andern Kirchenanlässe vor. Die erste Berührung mit einem jungen Gemeindeglied erfolgt bei seiner Taufe. Die meisten Kinder werden in den ersten Wochen oder Monaten getauft. In diesen Fällen braucht es keine besondere Organisation und es gibt von ihnen auch nichts zu berichten. Aber im Laufe der Zeit habe ich einige Taufen erlebt, die mir bis heute in Erinnerung geblieben sind.

In unserer Stadt leben viele Familien, deren Söhne und Töchter nach der Verheiratung nach Übersee ziehen. Wenn die Auswanderer wieder in unsere Stadt zurückkehren, sind deren Kinder oft schon schulpflichtig. Aber mit der Taufe haben die Eltern traditionsgemäß gewartet, um diese in der gleichen Kirche vornehmen zu lassen, in der sie getauft worden waren.

Eine solche Taufgesellschaft hatte sich einmal wieder eingefunden. Der Täufling, der blonde Hansli, stand interessiert und aufmerksam zwischen seinen Taufpaten. Die Zeremonie näherte sich jetzt ihrem Höhepunkt, schon

hörte man den Herrn Pfarrer die Paten fragen, ob sie ihre Pflichten treu erfüllen wollen. Einen kurzen Augenblick blieb alles mäuschenstill. Zur Überraschung aller brachen schließlich nicht die Taufpaten die Stille, sondern der kleine Hansli, der munter, in heller Bubenstimme, die Frage selbst mit «ja» beantwortete. Trotz der feierlichen Stimmung widerhallte die Kirche sogleich von vielstimmigem fröhlichem Lachen.

Während und kurz nach dem zweiten Weltkrieg brachten viele Familien ihre Ausland-Ferienkinder zu uns, wenn sie von diesen vernommen hatten, daß sie noch nicht getauft seien. Aber nicht nur Schulkinder, sondern auch Erwachsene kommen oft zur Taufe. Diese Taufen werden dann im Stillen und in kleinem Rahmen hinten in der Sakristei durchgeführt.

Eines Abends war ich gerade daran, die Sakristei zu schließen, als ich mich zwei äußerst elegant und auffällig gekleideten sehr jungen Damen gegenüber sah. Wir musterten uns gegenseitig mißtrauisch. Dann sprach mich die eine etwas unsicher an. Sie seien gerade im Variété-Dancing als Tänzerinnen engagiert, während ihrer Kinderjahre sei ihre Taufe im Nazi-Deutschland versäumt worden und nun hätten sie beide das Bedürfnis, diese Gelegenheit nachzuholen.

Ich traute der Sache nicht recht, versprach aber dem Herrn Pfarrer ihren Wunsch vorzutragen. Wenige Tage darauf fanden sich die beiden dann wirklich eines Abends bei uns in der Sakristei ein. Wir nahmen es ihnen nicht übel, daß ihre leichte Bekleidung der Handlung nicht gerade angepaßt war, denn sie besaßen wohl keine andere und hatten ihren guten Willen doch so gezeigt, daß sie ihr Make-up auf ein Minimum beschränkt hatten.

Letzthin fand die Taufe eines kleineren Kindes statt, das Erstgeborene aus einem seit Generationen bekannten Geschlecht. Die Großmutter das Täuflings ließ mich einige Tage darauf zu sich rufen und fragte mich, ob sie der Kirche irgend ein kleines Geschenk machen dürfe. Sie drückte ihre Freude aus, daß wir nichts dagegen hatten, und einige Zeit darauf erhielten wir von einem Silberschmied ein prächtiges silbernes Taufbecken zugeschickt. Wir ließen auf dem Boden eingravieren, daß das Becken der Kirchgemeinde gestiftet worden sei, den Namen der Spenderin durften wir auf deren Wunsch leider nicht beifügen.

Für zu groß gewordene Zimmerlinden fehlt es uns an Licht

Unsere Landeskirchen sind seit der Reformation ohne namhaften Bilderschmuck. Es kommt also nicht von ungefähr, daß ihr keine Bilder geschenkt werden. Hingegen möchte ich als Mesmer doch nicht auf jeden Schmuck verzichten und sicher wären da Blumen allen Besuchern willkommen. Eigenartigerweise werden uns Blumen nie als Geschenk angeboten. Dabei brauchten es ja gar keine teuren zu sein; auch die üblichen Garten- und Feldblumen würden sicher die meisten von uns erfreuen. So bleibt uns nichts anderes übrig, als für jedes Kirchenfest Blumen vom Gärtner zu beziehen. Nur ein einziges Mal erhielt ich die Anfrage einer Frau, ob ich ihre Zimmerlinde aufstellen wolle, die für ihre Wohnung zu groß geworden sei. Aber leider ist meine Kirche, wie die meisten andern, für solche Zwecke zu düster und lichtarm. Ich denke nicht an Geschenke von Dauerpflanzen in Töpfen, um unsere Kirche zu schmücken, sondern an Schnittblumen, die nach einigen Tagen, ohne daß diese viel Licht und Pflege benötigt hätten, fortgeworfen werden könnten.

Fast alle, die der Landeskirche ein Geschenk machen wollen, tun dies in der Form von Geld. In den meisten Fällen sicher aus dem Gedanken heraus, daß damit am leichtesten, wo es nötig sei, geholfen werden könne.

Gefährlich wird es gelegentlich dann, wenn größere Noten einfach in den Briefkasten des Pfarrherrn geworfen werden, wo sie ja zwischen Zeitungen und Reklameschriften verloren gehen könnten. Es ist noch nicht so lange her, daß unserem Herrn Pfarrer aus dem Morgenblatt eine 1000er Note entgegengeflattert kam.

Eines Tages brachte mir ein älterer, etwas unordentlich und ärmlich angezogener Mann ein Couvert mit der Bitte, es dem Herrn Pfarrer zu übergeben. Einen Namen oder sonst eine Auskunft habe er nicht zu geben. Der Mann verschwand wieder aus der Sakristei so schnell wie er gekommen war. Als wir am gleichen Abend den Umschlag im Pfarrhaus öffneten, fanden wir in diesem Fr. 8000.– in Noten. An eine Note war ein zerknitterter Zettel geheftet,

Foto: Gerhard Howald
Die Möve

auf dem nur drei Worte standen: «Für die Armenkasse.»

Nicht selten finde ich jeweilen, wenn ich die Kollekten der Gottesdienste zusammenzähle, größere Noten, an die ein Zettel mit etwa folgendem Inhalt geheftet ist: «Für gut verlaufene Ferien.» Es scheint, daß damit viele unserer Mitmenschen etwas Ähnliches tun wie früher reiche Adlige, die, heil von einer gefährlichen Schlacht heimgekehrt, eine Kapelle gestiftet haben. Eine Ferienreise ist ja wirklich heute bald so gefährlich wie die Teilnahme an einem Kriegszug in früheren Zeiten.

Ich erinnere mich nur an einen einzigen Fall, wo ein Handwerksmeister der Kirche durch seine Arbeit etwas vermacht hat. Es war ein Schreiner, der nach seiner Hochzeit kam und sagte, er habe bemerkt, daß der Herr Pfarrer kaum etwas gesehen habe. Zum Dank, daß alles gut gegangen sei, wolle er uns ein Kanzellämpchen bauen und installieren lassen.

Manche Leser würden nun sicher enttäuscht sein, wenn ich nichts davon erzählen würde, was für mich selbst an Trinkgeld abfällt. Ich werde immer vor Taufen oder Trauungen gefragt, ob man auch mir etwas zu bezahlen habe. Ich betone dann immer wieder, daß ich selbstverständlich meine Pflicht kostenlos erfülle, aber wenn man mir etwas anbiete, ich dieses nicht abschlagen würde.

Hochzeiten mit Hindernissen

Zu meinen Pflichten gehört es auch, alles für die Trauungen vorzubereiten. Da hatte auch einmal ein Pfarrer aus einem Nachbardorf eine Trauung in unserer Kirche angemeldet. Alles ist vorbereitet. Für die Trauung stehen 45 Minuten zur Verfügung. Anschließend folgt sofort die nächste. Die Glocken haben ihre Schwinghöhe erreicht, der Organist sitzt an seinem Platz, bereit zum Eingangsspiel, der Pfarrer schreitet in der Sakristei auf und ab; er wird schon etwas ungeduldig, als ich ihm nach weiteren fünf Minuten berichte, daß von der Hochzeitsgesellschaft noch nichts zu sehen sei. Es vergehen wieder zehn Minuten, fünfzehn Minuten; erst nach einer halben Stunde meldet ein Mann, das Hochzeitsauto sei in der nassen Wiese stecken geblieben. Ein Jeep sei gerade daran, es wieder flott zu machen.

Bereits ist die nächste Hochzeitsgesellschaft in Sicht. Jetzt ist es an mir, ein Unglück zu verhindern. Ich stürme den Leuten entgegen und erkläre ihnen rasch die Situation und führe alle in die Sakristei, um sich dort zu gedulden, bis sie drankommen könnten.

Kaum ist die neue Hochzeitsgesellschaft in der Sakristei untergebracht, taucht die verunglückte Hochzeitsgesellschaft auf. Ich versichere dem Herrn Pfarrer noch schnell, daß wirklich die Reihenfolge die vorgesehene geblieben sei, damit er nicht die Predigten verwechsle. Ja, das ist nämlich auch schon vorgekommen. Wenigstens bei der Anrede. So kann es halt passieren, daß einmal eine Hochzeitsgesellschaft aus Versehen mit «liebe Trauergemeinde» angesprochen wird, wenn der Herr Pfarrer vor kaum einer Minute von einer Beerdigung herbeigeeilt war. Das hat es wirklich schon gegeben. Aber die Leute haben es noch nie übel genommen.

Bei einer andern Hochzeit war ich eben von einer Besorgung in einer andern Kirche, die ich auch noch bewahrte, zurückgekommen. Ich trug auf dem Arm einen alten Talar, an dem die Schaben einiges weggefressen hatten. Zum Fortwerfen war er noch zu schön, er sollte deshalb an einem andern Ort als Ersatz-Talar verwendet werden. Ich legte ihn auf eine Bank und machte mich daran, mein blaues «Übergwändli» anzuziehen, um noch rasch einige dringende Reinigungsarbeiten vorzunehmen.

Kaum waren die Bänke richtig aufeinandergestellt, der Kochtopf mit Wasser über dem Feuer und Soda, Schrubber, Lappen und Wischer bereit gelegt, als ich fröhliche Stimmen ins Innere der Kirche dringen hörte. Die Uhr schlug eben halb drei. Verwundert über den offenbar zahlreichen Besuch, der sich da anzukünden schien, trat ich schnell durch eine Seitentüre ins Freie. Vor dem Hauptportal staute sich eine ansehnliche Menge. Ich fragte den mir zunächst Stehenden, ob sie die Kirche zu besichtigen wünschten. Der Befragte schaute mich mit großen Augen an und konnte es kaum glauben, daß ich nichts von einer bevorstehenden Trauung wisse. Er meinte wohl ich spaße. Ich meinerseits ließ ihm gern diesen Glauben. Aber mir war es im Augenblick um alles andere, als ums Spaßen zu tun. In solchen Augenblicken kommt es darauf an, daß der Mesmer improvisieren und selbst organisieren kann. Wie der Blitz waren die Bänke zur Not wieder aufgestellt. Die Putzmaterialien verschwanden flugs um eine Hecke und im Nu hatte ich den Trauteppich ausgelegt. Als Nächstes schaltete ich das Läutwerk ein, schnell legte ich die Bibel auf den Traualtar

und rannte schon, um das Hauptportal zu öffnen.

Da wurde mir plötzlich bewußt, in welchem Aufzug ich mich selbst befand. Kurz entschlossen krempelte ich die Hosenstöße des Überkleides auf und hüllte mich in den alten Talar, den ich aber, weil er für mich viel zu lang war, wie ein langer Schleier hinter mir am Boden nachschleifte. Ich öffnete das Portal und bat, wie wenn nichts geschehen wäre, die Brautleute um den Trauschein und ersuchte dann die ganze Gesellschaft, Platz zu nehmen und sich einen Augenblick zu gedulden.

Inzwischen war mir der schlimme Verdacht gekommen, daß vielleicht sogar der Herr Pfarrer nichts von dieser Trauung wissen könnte, denn auch vom Organisten war bis jetzt nirgends etwas zu sehen. Zum Glück wurde das Orgelspiel bis jetzt nur von mir vermißt.

Die Türe war geschlossen und es herrschte feierliche Stille; die Glocken hatten soeben ausgeklungen. Was sollte ich tun?

Da in der Sakristei kein Telephon installiert ist, blieb mir nichts anderes übrig, als in die nächste Telephonkabine zu eilen. Ich rief alle Pfarrhäuser an. Keiner der Pfarrherren war zu Hause. Die meisten waren in den Schulen beim Religionsunterricht. Die Pfarrfrauen versprachen mir, ihr möglichstes zu unternehmen. Mit dem letzten 20-Rappen-Stück erreichte ich den Organisten, der das Haus sofort fluchtartig verließ.

Etwas gedrückt kehrte ich in die Kirche zurück. Die Stille war gewichen, die Gäste unterhielten sich ahnungslos und in guter Stimmung miteinander. Ich versicherte sie sodann, daß wir gleich beginnen könnten und ließ vorläufig die Luft in den Orgelbalg hinein. Als letztes legte ich noch den frischen Talar für den Pfarrherrn bereit, in der Hoffnung, daß ein solcher in der nächsten Viertelstunde eintreffen würde. Kaum war ich damit fertig, erschien dieser auch wirklich hinter dem Taufstein. Freundlich, wie wenn alles nach Programm gegangen wäre, schritt er auf die Anwesenden zu, um sie zu begrüßen. Als er an mir vorüberkam, flüsterte ich ihm nochmals schnell die Namen des Brautpaares zu, die ich dem Trauschein entnommen hatte.

Der Herr Pfarrer trat zum Taufstein zurück und begann nach einem kurzen Gebet die Traurede. Ich bemerkte es wohl, daß er zwischen den Worten tief Atem schöpfte; der Festgemeinde ist es wahrscheinlich nicht aufgefallen, denn sie konnte ja nicht wissen, daß er eben im Schnellauf angekommen war.

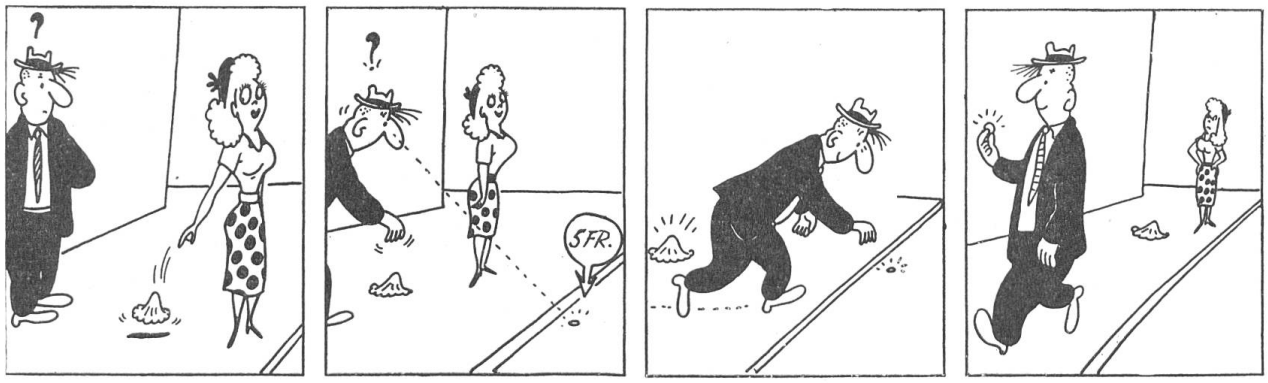
Die Angelegenheit klärte sich erst nach der Trauung auf. Die Hochzeit war nämlich bei der Haushaltungsangestellten einer der Herren Pfarrer telephonisch angemeldet worden und diese hatte vergessen, die Anmeldung weiterzugeben. Ein Brautpaar sollte sich eben die Mühe nehmen, die Trauung beim Pfarrherrn durch einen kurzen Besuch selbst anzukündigen.

Die Sache hatte ein kleines Nachspiel. Von jenem Tage ging das Gerücht in der Stadt um, der Mesmer zu St. Laurenzen trage nun auch einen Talar. Mein Überkleid darunter hatte zum Glück keiner bemerkt.

Glockenschmalz für Schwerhörige

Wie die Leser aus meinen Schilderungen ersehen haben, gehört es zu meinen Aufgaben, das Geläute der Kirchenglocken auszulösen. Nun gibt es immer wieder Besucher, die mich

Bilder ohne Worte



bitten, die Glocken aus der Nähe läuten zu hören. In dieser Hinsicht bin ich aber vorsichtiger geworden: erst letzthin habe ich eine Frau den ganzen engen Turm herunterschleppen müssen. Das Geläute hatte nicht einmal richtig eingesetzt gehabt, als sie mir schon ohnmächtig geworden ist. Aber auch diese Frau hatte mir natürlich vorher versichert, ganz starke Nerven zu haben. Heute lasse ich nurmehr Bekannte hinauf, deren Nervenkraft ich selbst etwa einschätzen kann.

Mit den Glocken hat es ohnehin so seine Bewandtnis. Sie spielen in der Phantasie mancher Leute eine eigenartige Rolle. Da ist vor einiger Zeit eine Frau zu mir gekommen, die mich in allem Ernst um Glockenschmalz für ihren schwerhörigen Großvater gebeten hat. Dieses sollte ihm ein besseres Gehör verschaffen. Sie wollte mir einfach nicht glauben, daß dieses Mittel nicht helfen würde. So habe ich ihr schließlich, nur damit ich sie wieder los war, etwas Schmierfett mitgegeben. Ich weiß, daß ich mich damit gegen das Medizinalgesetz vergangen habe, aber was hätte ich tun sollen?

Beim Abendmahl bin ich auch immer dabei. Ich sorge dafür, daß die Becher gefüllt sind, daß alle Oblaten erhalten und, was leicht geschehen kann, daß nicht eine Bankreihe übersprungen wird.

Ein schwieriger Abendmahlbesucher

Nun gibt es in unmittelbarer Nähe der Sankt-Laurenzen-Kirche einige Wirtschaften, in denen es nach Feierabend hoch hergeht. Dort treffen sich die Maurer vom Bau, die Chauffeure und Ausläufer zum ausgiebigen Abendschoppen.

Es war wieder einmal acht Uhr abends, die Glocken der St.-Laurenzen-Kirche läuteten zum Vorbereitungsgottesdienst auf den Karfreitag. An diesem Abend wird regelmäßig auch das Abendmahl verteilt. Die Glocken sind am Verklingen, ich schließe die Türe und stehe allein in der Vorhalle. Von drinnen höre ich das Eingangsspiel. Jetzt wird auf einmal die Türe mit Gepolter wieder aufgerissen. Ein breiter, kräftiger Mann steht mir gegenüber. Er trägt ein verschwitztes Überkleid. Kaum daß er mich erblickt, beginnt er über unsere Pfarrer zu fluchen, die er mit Namen und Adressen nennt. Ich stelle mich, mit einem unbehaglichen Gefühl im Magen, vor den Klotz hin und versuche den sichtlich angetrunkenen Riesen mit ruhigen Worten zum Schweigen zu bringen. Alles umsonst; der Mann scheint entschlossen zu sein, den Gottesdienst zu stören.

Um irgendwie eine Verzögerung zu erwirken, fragte ich den Riesen wie durch eine Eingebung nach seinem Vornamen. «Jakob», antwortete er mir sogleich etwas überrascht. Ohne zu wissen warum, log ich ihn an. «Was, Jakob, das ist ja ein fabelhafter Zufall», sagte ich, «Donnerwetter, dann heißen Sie genau wie ich.»

Mein Gegenüber ergriff gerührt meine Hand und schüttelte sie und meinen ganzen Körper. Aus unerforschlichen Gründen freute es ihn, in mir einen Namensvetter gefunden zu haben. Er beruhigte sich denn auch bald und ich legte ihm darauf schonend dar, daß er doch in seinem Zustand wirklich nicht zum Abendmahl gehen könne, wenn er sich allerdings etwas umkleiden würde, erklärte ich, dann wäre es wieder etwas anderes. Meine Hoffnung war dabei allerdings, daß dieser Besucher die Kirche bald verlassen möge und sich nicht mehr zeigen werde. Zunächst rechnete er mir noch umständlich aus, wie lange es her sei, seit er die Kirche zum letzten Male betreten habe und wie noch viel weiter zurück sein letztes Abendmahl liege. Dann machte er sich davon.

Die Predigt war aber noch nicht zu Ende, als der Mann umgekleidet wieder erschien. Die ersten Worte, die er beim Eintreten hörte, waren: «Wir sind alle Brüder in dem Herrn.»

Mein Sitzplatz befindet sich hinten in der Kirche, von dem ich alles gut überblicken kann. Schnell stand ich auf und drückte Jakob die Hand. Jener ergriff sie erfreut und lallte laut: «Hesch ghört, alle Brüder, alle Brüder!» Es gelang mir, den Riesen wenigstens zum Absitzen zu bringen, aber meine Ruhe und Andacht waren verflogen.

Als es zum Austeilen des Abendmahls kam, schritt ich schnell durch den Mittelgang nach vorne, doch wer folgte mir knapp auf den Fersen? Jakob! Aber ich bemerkte, daß er sich gewaltig zusammenraffte. Immerhin konnte ich nicht wissen, was noch geschehen könnte. So stellte ich mich griffbereit neben ihn. Alles ging jedoch gut vorüber und Jakob suchte nachher wieder selbst seinen Platz hinten in der Kirche auf.

Am Schluß des Gottesdienstes wünschte der Riese dem Herrn Pfarrer noch persönlich recht herzlichen Dank zu sagen. Er tat das auch. Als ihm der Herr Pfarrer aber wegen seines Zu-

standes ins Gewissen redete und ihm erklärte, deswegen nicht so ganz in den Rahmen zu passen, meinte dieser in weinerlicher Stimme: «Jetzt händ Sie grad doch vorher sälber gseit: ‚wir sind alle Brüder' und jetzt schimpfed Sie scho wieder.»

Schläger gehören nicht in die Kirche

Natürlich helfe ich immer mit, wenn in der Kirche Anlässe, wie Gesangsvorführungen oder Konzerte stattfinden. Schon bei den Proben stehe ich immer in der Nähe und achte darauf, daß der Betrieb nicht ins allzu Weltliche ausartet.

So übte einmal ein deutscher Knabenchor ein Konzert bei uns ein. Die Disziplin schien dem Chorleiter mit Ohrfeigen und Faustschlägen am einfachsten sicher zu stellen. So prügelte er bald da und bald dort einen Knaben, der nicht aufpaßte. Hier schritt ich sehr rasch und energisch ein und erklärte dem Herrn, ihn sofort selbst ins Freie zu befördern, wenn die Schlägereien nicht auf der Stelle aufhörten. Das Hauptkonzert wurde dann doch ein voller Erfolg.

Die größte Mühe bei solchen Proben bereiten mir immer wieder die Raucher, die einfach gerne vergessen, daß sie sich nicht in einem Konzertsaal, sondern in einer Kirche aufhalten. Es kam schon vor, daß mich auf meine Hinweise auf das Rauchverbot hin ein Musikant oder Dirigent einige Wochen nicht mehr grüßte. Meistens haben wir uns aber dann bald wieder versöhnt.

Ein schauriger Fund

Auch die Pflege der Kirche als Gebäude ist mir anvertraut. Es war vor einigen Jahren. Schon die vierte Woche regnete es fast ununterbrochen. Die Wasserabläufe auf dem Kirchendach genügten um so weniger mehr, als sie schon seit langem halb verstopft waren. Ich befürchtete, daß das Wasser in die Kirche selbst durchsickern könnte.

Da mir ein Weg zum Dach von der Seitenempore aus bekannt ist, setzte ich dort eine meiner längsten Leitern an. Vorsichtshalber zog ich Schuhe und Socken aus. Es blieb auch so noch äußerst ungemütlich, die Sprossen der fast senkrechten, schwankenden Leiter zu erklimmen. Endlich erreichte ich die Decke über der Empore. Ich stieß mit dem Kopf einen Deckel hoch und es gelang mir mit einer Kraftanstrengung, mich durch das Loch hindurchzuzwängen. Ich kniete nun in völlige Dunkelheit gehüllt, oben auf der Diele. Kein Lichtstrahl dringt hier hinein. Der Raum war knapp hoch genug, um mich in stark gebückter Stellung vorwärts zu tasten. Über einige Dutzend vorstehende Nagelspitzen und durch dichte Schleier staubiger Spinn-Netze erreichte ich endlich mit blutenden Zehen und mit Spinnfäden behangen, die mannshohe Diele

---

Schweizerische Anekdote

Situation: *Ein kleines Dörflein im Bündnerland im Hochsommer. Ein stiller Sonntagnachmittag. Ich sitze gut gedeckt hinter meinem Fenster, von dem aus ich den kleinen Dorfplatz überblicke. – Auf dem Podest vor seinem Hause, im Schatten, sitzt ein junger Bauer und spielt mit dem Jagdhund. In einer Entfernung von fünf, sechs Metern vor ihm steht ein Rekrut auf Sonntagsurlaub in geruhsamer Untätigkeit.*

Nach längerer Zeit des wortlosen Nebeneinanderseins ergibt sich das nächstfolgende Gespräch:

Der junge Bauer: «*Wie hesch's?*» *(das heißt wie geht es dir in der Rekrutenschule).*

Der Rekrut: «*He wie me's so het!*»

Der junge Bauer: «*Seb ha-n-i denkt.*»

Schluß des Gesprächs und weiterhin gegenseitiges, befriedigtes, stilles Zusammensein.

Mitget. von O. M. in Basel

über dem Hauptschiff. Hier drang durch ein kleines halbrundes Fenster etwas Licht. Doch mein Herz stand beinahe still und meine Knie wurden ganz eigenartig elastisch, als ich knapp einige Meter vor mir an der Wand einen Leichnam im Frack erhängt entdeckte. Am liebsten wäre ich auf der Stelle umgekehrt, aber ich überwand meine Furcht und näherte mich etwas der grausigen Gestalt. Schauer jagten über meinen Rücken, als ich dem Toten bald auf Griffnähe zu Leibe gerückt war. Ich konnte fast seine Gesichtszüge erkennen. Darauf streckte ich meine Arme aus, um den Erhängten von dem Haken, an dem die Schnur um seinen Hals hing, zu lösen.

Ich ergriff den Leib mit beiden Armen an der Brust und packte kräftig zu. Da gab der Brustkasten nach und sofort war mir klar, daß es sich bei meinem Toten nur um eine verstaubte Puppe aus schwarzen Lumpen handelte.

Ich war offenbar das Opfer eines üblen Scherzes geworden, der vor sicher mehr als 50 Jahren einem andern zugedacht worden war. So machte ich mich dann daraufhin – allerdings immer noch mit etwas zittrigen Händen daran, die verstopften Abläufe auf dem Dach zu öffnen.

Das unheimliche Glöcklein

Gruselige Gedanken können einem in der Kirche schon kommen, wenn man sich so mutterseelenallein in ihr aufhält, besonders mitten in der Nacht. Es war im Jahre 1946 kurz vor Weihnachten. In der Regel genügt es, wenn ich das Feuer zur Heizung der Kirche am Sonntagmorgen sehr früh anfache. Aber an jenem Samstag und an den vorhergehenden Tagen hatte ein eisiger Wind um die St.-Laurenzen-Kirche gepfiffen. Ich heizte daher schon am Samstagabend und unterhielt das Feuer während der ganzen Nacht. Mit dem Ersatzheizstoff aus der Kriegszeit, den ich damals noch verbrannte, mußte ich alle anderthalb Stunden nachlegen. Zwischenhinein saß ich in der dunklen, leeren Kirche auf einem Sitz der vorderen Bankreihen. Die Arme verschränkte ich auf der Lehne der Reihe vor mir. Ich legte den Kopf auf die Arme und verbrachte die Stunden im Halbschlaf.

Plötzlich hörte ich ein Klingeln wie von einem Glöcklein, von einem zarten, kleinen Glöcklein. Ich schaute auf die Uhr: Fast zwei Uhr morgens. Jetzt hörte ich das Glöcklein wieder. Es mußte in der Kirche selber sein. Es war mir bald nicht mehr geheuer – träumen konnte ich nicht, denn eben gerade jetzt hörte ich es von neuem. Nun war ich hell wach. Aber in kurzen Abständen ertönte immer wieder das gleiche zarte feine Läuten.

Ich bin nicht abergläubisch, aber eben in einem solchen Augenblick erfassen einem sonderbare Gefühle. Ich versuchte dem Glöcklein nachzugehen. Bald fand ich, daß es sich ganz vorne befinden mußte, wohl unter der Kanzel; aber dort fand ich nichts. Halt, da unter der vierten Bank! Eben klingelte es wieder. Ich kniete nieder und tastete mit den Händen. Jetzt klingelte es schon lauter, näher.

Ich stellte fest, daß ich Angst bekam. Ich eilte durch einen finstern Gang zu den Hauptschaltern. Als es hell wurde, rief ich kräftig in die Kirche hinaus: «Ist jemand da?» Als Antwort erhielt ich nur das schaurig-hohle Echo meiner in die Länge gezogenen Frage.

Wieder war ich bei der vierten Bank und eben setzte das Glöcklein wieder ein. In der gleichen Sekunde blickte ich nach oben. Jawohl, jetzt hörte ich's ganz deutlich, direkt über mir

---

Da musste ich lachen . . .

Mein Vater war Prediger in X. Unser Garten grenzte an denselben einer uns nicht hold gesinnten Nachbarin. Diese besaß ein herziges Kätzchen, das sich ungeachtet der Gesinnung seiner Herrin oft in unserm Garten aufhielt. Eines Tages war es wieder bei uns und strich meinem Vater um die Beine. Er bückte sich und streichelte das Tierchen, aber da erscholl die grelle Stimme unserer Nachbarin: «Chum, büs büs, chum Büsi, chum, süsch wirsch ou no fromm!»

M. K. in W.

mußte das Glöcklein sein und als ich nach oben schaute, sah ich wie die vielen Glasteilchen um die großen Leuchter herum in der aufsteigenden warmen Luft sich glitzernd bewegten und leicht aneinander schlugen. Das Glöcklein war entdeckt.

Nochmals füllte ich meinen Ofen und dann erreichte ich durch das Schneegestöber erleichtert die heimelige Stube. Während ich meiner Frau meine unheimlichen Erlebnisse erzählte, hielt ich in meinen kalten Händen die wohlig warme Tasse, welche meine Frau immer aufs neue mit heißem Kaffee füllte.

Die Explosion in der Kirche

Mit der Heizung hatte ich im Jahre 1954 nochmals ein besonderes Erlebnis. Ich weiß nicht genau, wie alt damals die Heizung war, einige hundert Jahre alt bestimmt, sicher eine der ältesten sich noch im Gebrauch befindlichen unserer Stadt. Die langen Rohre mit der heißen Abluft führten unter dem Schiff und unter der Straße vor dem Hauptportal hindurch. Sie haben alle einen Durchmesser von 85 cm und sind aus genieteten Einzelteilen zusammengesetzt.

Ich war gerade wieder einmal daran, die Kirche für den Sonntagsgottesdienst aufzuheizen. Es war halb sechs Uhr morgens. Da durchschnitt plötzlich eine Explosion mit ungeheurem Knall den Heizraum und bevor ich wußte, was mit mir geschah, befand ich mich mit samt meinem Stoßkarren auf der sechs Meter entfernten Gasse. Der Luftdruck hatte mich hinausgeschleudert, das war mein Glück. Mein Gesicht glich dem eines Kaminfegers, von den Kleidern nicht zu reden.

Was war geschehen? Die Rohre meiner museumsartigen Heizanlage hatten sich mit entzündlichen Gasen rückwärts angefüllt und als die Gase bis zur Flamme aufgestaut waren, kam es zur Explosion.

Mir blieben genau anderthalb Stunden Zeit, um mit meiner Frau zusammen die raucherfüllte Kirche zu lüften. Sie war denn auch rauchfrei, aber kalt.

Draußen vor dem Hauptportal hatte es den Dolendeckel aufgeworfen, der mußte noch schnell auf das Loch gesetzt werden, damit nicht ein Kirchgänger darin verschwand.

Gerade als der Rauch so prächtig aus den Fenstern schwoll, traf ich den Feuerwehrwachtmeister an, der sich auf dem Weg zur Ablösung in die Wache befand. Er war von den Rauchwürsten, die sich aus den Fenstern quetschten, nicht gerade erfreut, aber ich beruhigte ihn, daß ihm und seinen Kollegen keine schwere Arbeit mehr bevorstünde.

Die Wache steht am selben Platz. Die Explosion wurde dort sicher verspürt, aber wahrscheinlich wollte sie, bevor sie eingriff, auf einen Hilferuf warten.

Kurze Zeit später erfolgte noch einmal eine Explosion. Damals befand ich mich nicht im Heizraum, sonst könnte ich jetzt diese meine Erlebnisse nicht mehr erzählen. Für mich hatte diese Explosion den Vorteil, daß ich jetzt eine der modernsten Heiz- und Belüftungsanlagen bedienen darf.

Für den Einbau der neuen Heizung brauchte man noch etwa sechs Meter mehr Raum. Diesen wollte man sich beschaffen, indem ein Hohlraum unter das Mittelschiff getrieben wurde. Ich war bei diesen Arbeiten stets dabei und von Anfang an beschäftigten mich die Funde von alten Fundamenten oder Überreste von bemalten Wandtrümmern. Als der Aushub in vorgesehenem Umfang beendet war, grub ich für mich noch manche Nacht weiter und trieb meinen tiefen Stollen bis weit unter das Mittelschiff. Auf Grund der Knochen, die ich gefunden hatte, glaubte ich schließlich auch auf ein komplettes Skelett mit Schädel zu stoßen.

Da war ich auch wieder einmal mitten in der Nacht dabei, tief unter der Kirche im Schein meiner Taschenlaterne Schäufelchen um Schäufelchen abzutragen. Und wirklich, ich entdeckte ein Grab und den dazugehörigen Schädel. Ich grub weiter. Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß mich der Totenschädel so eigenartig ansehe, ja sogar manchmal mit dem Unterkiefer nippe. Zuerst lachte ich darüber, aber als ich dann immer wieder bemerkte, daß sich der Unterkiefer tatsächlich bewegte, zog ich es vor, meine Forscherarbeit für diese Nacht zu unterbrechen. Am andern Morgen rekonstruierte ich das Geschehen und stellte fest, daß es herabrollende Steinchen von den nicht abgestützten Seitenwänden gewesen waren, die den Unterkiefer des Totenschädels in Bewegung gebracht hatten.

Meine Funde habe ich alle Herrn Dr. W. weitergegeben, der sich mit der Forschung dieses Gebiets im besonderen abgibt. Es interessiert mich, was man da wohl von diesen Gräbern unter meiner Kirche herausbringt.